

Wissenschaft erschöpft sich aber nicht im Bezeichnen der Wahrheit durch schriftliches und grafisches Mitteilen von außersprachlich gewonnenen Forschungsergebnissen. Wissenschaftliches Tun umfasst auch sprachliche Aktivitäten, die Kreativität, rhetorische Qualitäten, Witz, Schlagfertigkeit, also umfassende sprachliche Kompetenzen verlangen. Und vor allem sind nicht alle Wissenschaften Naturwissenschaften: Die Geisteswissenschaften schaffen ihre Ergebnisse in der sprachlichen Formulierung, die gerade auf die Raffinements der Struktur der Einzelsprachen zurückgreifen muss, wenn sie höchste Leistungen erbringen soll.

Hier stellt sich dann durchaus die Frage nach dem Beitrag der einzelnen Sprache zur wissenschaftlichen Erkenntnis. Man kann zwar in jeder Sprache alles sagen, es kommt aber darauf an, wozu eine bestimmte Sprache „anfeuert und begeistert“ (Humboldt 1905: 287 f.). Die strukturellen Eigenschaften des Deutschen, die Justus Fetscher aufzeigt, sind vermutlich solche, die den wissenschaftlichen, insbesondere philosophischen Diskursen ihre besondere deutsche „Farbe“ geben. Georges-Arthur Goldschmidt hat gezeigt, wie das Deutsche das Denken Sigmund Freuds „anfeuert“ bzw. wie Freud sich der strukturellen Möglichkeiten der deutschen Sprache für seine psychoanalytischen Entdeckungen bedient. Hegel ist sicher der Denker, der sich wie kein anderer vor ihm vom Deutschen zum Denken begeistern lässt: Es ist – wie er einmal sagt – eine Befreiung, in der eigenen Sprache philosophieren zu dürfen. Diese Freiheit und diese Begeisterung nützen er und die deutsche Philosophie zu ihrem Höhenflug – bis zum Exzess bei Heidegger.

Wir Geisteswissenschaftler sind im Allgemeinen weder Hegel, Freud noch Heidegger, doch möchten wir wie diese nicht auf unser bestes Arbeits- und Denkinstrument verzichten. Deswegen brauchen wir diese Sprache nach wie vor. Und unabhängig von den sprachlichen Anfeuerungen und Begeisterungen der Wissenschaft ist es für die Bildung eines Volkes von größter Wichtigkeit, dass Wissenschaft sprachlich so zugänglich ist wie möglich. Die Übertragung von wissenschaftlichen Diskursen in die Volkssprachen seit dem 16. Jahrhundert war

ein Gewinn für beide Seiten: Die Wissenschaftler waren im Volk und das Volk in den Wissenschaften. Galilei und Descartes sind vom Lateinischen in ihre jeweiligen Volkssprachen übergegangen, weil sie mit den aktiven, vernünftigen Menschen ihres Landes kommunizieren und arbeiten wollten – und nicht nur mit den Gelehrten. Der große Vorteil des Deutschen war dabei im Übrigen, dass die deutsche Bildungssprache durch jahrhundertelange Lehnübersetzungen der lateinischen Terminologie mit deutschem Wort-Material näher am Volk war als die anderen europäischen Wissenschaftssprachen. Hier eine neomedievale Diglossie wieder einzuführen – oben Englisch, unten Deutsch – ist undemokratisch und reaktionär.

Jürgen Trabant (*1942) ist Sprachwissenschaftler und lehrt als Professor of European Plurilingualism an der Jacobs University Bremen. Seine Schwerpunkte in Forschung und Lehre sind u. a. Semiotik, Sprachphilosophie, Geschichte des europäischen Sprachdenkens und historische Anthropologie der Sprache sowie französische und italienische Sprachwissenschaft.

Sigrid Weigel

Erkenntnispotenzial und ideologische Erbschaften – zur deutschen Wissenschaftssprache in den Geisteswissenschaften und ihrer Geschichte

Ausgangslage

Seit Jahren beschäftigt das Schicksal des Deutschen als Wissenschaftssprache die hiesige akademische Öffentlichkeit und zum Teil auch das Feuilleton. Während die Natur- und Technikwissenschaften wie auch die empirisch arbeitenden Sozialwissenschaften sich mehrheitlich auf ein globales Englisch als Kommunikations- und Publikationssprache eingestellt haben, wird die wachsende Dominanz der englischen Sprache besonders in den Geistes- und Kulturwissenschaften immer deutlicher zu einem substanziellen Problem. Denn hier betrifft sie nicht nur die Publikationen und damit die Rezeption der Forschung, die durch die zunehmende Marginalisierung deutschsprachiger Organe deutlich an internationaler Resonanz verliert, und sie wirkt sich auch nicht nur in jenem oft besprochenen Wettbewerbsnachteil aus, der sich aus dem Trend zu rein englischsprachigen Evaluierungsverfahren ergibt. Wichtiger noch ist die Tatsache, dass der Zwang zur Übersetzung von stark sprachgebundenen Untersuchungen die Substanz selbst berührt.

Jede/r, in deren/dessen Forschung historische Perspektiven, Begriffe und sprachlich oder symbolisch verfasste Gegenstände eine Rolle spielen, d. h. alle Wissenschaftler, die die Kulturgeschichte, die intellektuelle und Wissensgeschichte erforschen und/oder mit textuellen Quellen arbeiten, kennen die Erfahrung, dass bei der Übertragung ins gegenwärtige Wissenschaftsenglisch nicht nur wesent-



liche semantische Elemente entfallen oder entstellt werden, sondern oft auch der historische Index der untersuchten Phänomene, Theoreme und Deutungen unkenntlich wird. Es macht eben einen Unterschied, ob es *Begriff* oder *idea* heißt, ob man von *Schrift* oder *writing*, von *Erlösung* oder *deliverance* spricht, von *Unmensch* oder *monster*¹, von *Erkenntnis* oder *perception*, von *Einfühlung* oder *empathy*, von *Unwissenheit* oder *ignorance*, weil die Worte verschiedenen Wissenskonstellationen entstammen und jeweils andere semantische Felder aufrufen. Die drei zuletzt genannten Beispiele betreffen zudem das recht häufig auftretende Phänomen, dass im deutschen Lexikon neben den deutschen Worten auch die aus dem Lateinischen abgeleiteten englischen Äquivalente als Fremdworte existieren und sich in Folge dessen eine semantische Differenzierung zwischen beiden entwickelt hat. Dadurch sind *Erkenntnis* und *Perzeption* in der Bedeutung auseinander getreten wie auch *Einfühlung* und *Empathie*, *Unwissenheit* und *Ignoranz* (so dass in der englischen Übersetzung von *Ignoranz* tatsächlich ein *abyss of ignorance* entsteht), während die so ähnlich klingenden Worte wie *Empathie* und *empathy* und *Ignoranz*/*ignorance* keineswegs dasselbe bedeuten. Doch dazu später.

Die Schwierigkeiten der Übersetzung, vor allem der Zwang, sich in der Übertragung jeweils für nur eine von mehreren Entsprechungen zu entscheiden, tangieren in den Geistes- und Kulturwissenschaften nicht nur die untersuchten Gegenstände, sondern auch die Grundbegriffe der Theorien und Methoden. Sie greifen also in mindestens drei Dimensionen geisteswissenschaftlichen Arbeitens ein, die im Übersetzungsvorgang kumulieren und sich verstärken. Als viertes Moment kommt die notwendige Anpassung an anglo-amerikanische syntaktische und argumentative Konventionen hinzu, da trotz *Global English* dem Idiom der anglo-amerikanischen Wissenschaftskultur eine normative Funktion zukommt. Diese wird noch durch eine Art selbstreferentielles System verstärkt, das durch die zunehmende Einsprachigkeit internationaler Kommunikation und die damit abnehmende Notwendigkeit für englischsprachige Wissenschaftler, sich mit anderssprachigen Wissenskulturen auseinanderzusetzen, entsteht. All diese Faktoren zusammen erfordern einen vollständigen Umbau der Argumentation. Auf diese Weise wächst der *Gap* zwischen dem Erkenntnisvorgang, der in der ersten Sprache – und zwar in kreativer Spannung zur Sprache der Quellen – stattfindet, und der Rhetorik der Publikation – bis dann die letztere auch die erstere zu prägen beginnt und Differenzen sukzessive eingeebnet werden.

Während diese Problematik in Arbeiten, die beispielsweise der gegenwärtigen *media and visual culture* gewidmet sind, weniger ins Gewicht fällt – die betreffenden Gegenstände haben ja selbst bereits einen globalen Charakter –, sind alle historisch orientierten Forschungen und alle Arbeiten, die die geschichtlichen

¹ Beispiele aus der Übersetzung von Walter Benjamins „Kritik der Gewalt“. Siehe dazu meine Kritik der Benjamin-Übersetzungen in „Walter Benjamin. Die Kreatur, das Heilige, die Bilder“. Frankfurt/M. 2008.

und konzeptuellen Voraussetzungen aktueller Phänomene untersuchen, vom Trend zum *Global English* in besonderer Weise betroffen. Es ist dieser Zusammenhang zwischen der Wissenschaftssprache und den Gegenständen, Erkenntnisweisen, Grundbegriffen, Theoremen und Denkstilen, der bisher noch kaum untersucht worden ist. Und dieser Zusammenhang hat selbst eine Geschichte, die sich keineswegs einheitlich und eindeutig darstellt. Es ist die Geschichte der deutschsprachigen Geisteswissenschaften, ihrer Wirkungsgeschichte in anderssprachigen Wissenschaftskulturen und in Konstellationen der Mehrsprachigkeit und Übersetzung.

State of the art

Spätestens seit vor gut einem Jahrzehnt die Mainzer Akademie für Wissenschaften und Literatur ein Symposium zum Thema „Deutsch als Wissenschaftssprache im 20. Jahrhundert“ veranstaltet hat, ist diese Frage nicht nur Gegenstand einer kontinuierlichen Debatte, sondern auch der Forschung. Dabei lassen sich einige immer wiederkehrende Argumentationsfiguren beobachten. So stehen sich in der Kontroverse über die Sprache der gegenwärtigen wissenschaftlichen Praxis, im Pro und Contra zu „Deutsch vs. Englisch“ also (letzteres polemisch gern auch BSE, *Basic Simple English* genannt [Adam 2000: 53]), Internationalisierungs-Postulate einerseits und Warnungen vor Uniformität und Verflachung andererseits gegenüber. Ein Leitmotiv der Kritiker eines umstandslosen Wechsels ins Englische ist das Verarmungsargument. Es ist motiviert durch die Sorge um jenen Verlust an Genauigkeit, an Bildhaftigkeit, Komplexität und Kreativität,² der bei dem beschriebenen Übersetzungsvorgang so oft zu beobachten ist.

Durch die aktuelle Kontroverse sind eine Reihe von sprachwissenschaftlichen Untersuchungen in Gang gesetzt worden, überwiegend Bestandsaufnahmen mithilfe empirischer Methoden. Diese bestätigen sämtlich die kontinuierlich abnehmende Rolle deutschsprachiger Publikationen und den wachsenden Trend zum Englischen auch in deutschsprachigen akademischen Einrichtungen. Die Befragungen und statistischen Erhebungen wurden durch historische Untersuchungen erweitert, die das Bild eines dramatischen Verfalls zeichnen: vom Deutschen als einer „Weltwissenschaftssprache“ um 1900 (noch vor Französisch und Englisch) bis zur gegenwärtigen Marginalisierung. In dieser Geschichte sticht jene Zäsur besonders hervor, die Folge einer selbstverschuldeten Ausgrenzung aus der internationalen Wissenschaftsöffentlichkeit war, nämlich der Boykott deutscher und österreichischer Wissenschaftler nach dem Ersten Weltkrieg (begleitet von der Auflösung der seit 1899 bestehenden Internationalen Vereinigung der Akademien, in der Deutschland mit vier Einrichtungen besonders stark vertreten waren). Der Boykott war eine Reaktion auf den Aufruf, mit dem 93 Vertreter

² So u. a. Sabine Skudlik, Konrad Adam, Franz-Gustav Kollmann in Debus / Kollmann / Pörksen (2000).

deutscher Wissenschaft und Kultur im Oktober 1914 den Krieg verteidigten, und auf die „Erklärung der Hochschullehrer des Deutschen Reiches“, mit der mehr als dreitausend Unterzeichner im selben Monat mit martialischen Worten Männezucht, Treue und Opfermut des deutschen Volkes propagierten (vgl. Reinbothe 2006 und Edel 2010). Während sich die Auseinandersetzungen um den Ausschluss deutscher Forscher aus internationalen Vereinigungen und Kongressen bis in die 30er-Jahre hinzogen, folgte schon bald der zweite Akt der Selbstausgrenzung und -marginalisierung durch die Gleichschaltung der Forschung im Nationalsozialismus und die Vertreibung jüdischer Wissenschaftler. Umgekehrt hat die Emigration vieler jüdischer Wissenschaftler zur Folge gehabt, dass einige deutschsprachige Denkschulen, sei es die Vergleichende Literaturwissenschaft eines Erich Auerbach oder die Ikonologie eines Erwin Panofsky, in den Exilländern während der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts eine so einschneidende Wirkung entfaltet haben, dass sie den Fachdiskurs und dessen Grundbegriffe nachhaltig geprägt haben (vgl. Goebel / Weigel 2012).

Aufgrund der historisch-empirischen Untersuchungen des Sprachwissenschaftlers Ulrich Ammon existiert ein Überblick über die Stellung des Deutschen als Wissenschaftssprache in quantitativer Hinsicht. So geht er davon aus, dass Ende des 19., Anfang des 20. Jahrhunderts in vielen Fächern, etwa in Biologie, Chemie, Physik, Medizin und Mathematik 30 bis 40% der Fachpublikationen in deutscher Sprache erschienen. Auch existierten in etlichen nicht-deutschsprachigen Ländern fachwissenschaftliche Periodika in deutscher Sprache (Ammon 1999: 669, 671 f.). Diese empirisch-historische Forschung hat allerdings vor allem die Naturwissenschaften im Blick. Hingegen ist noch wenig untersucht, welche Folgen für das Deutsche als Wissenschaftssprache die Tatsache hatte, dass auch in gar nicht wenigen geisteswissenschaftlichen Fächern und Forschungsgebieten (wie Philologie, Kunstgeschichte, Orientwissenschaft, Romanistik, Theologie und Religionswissenschaft, Renaissanceforschung u. a. m.) deutschsprachige Wissenschaftler mit ihren Arbeiten einflussreiche *methodische und begriffliche Grundlagen* gelegt haben – u. a. mit dem Effekt, dass eine deutschsprachige Terminologie in diesen Fächern bis weit ins 20. Jahrhundert hinein international verbreitet war. – Eindrücklich belegt wird die Stellung deutschsprachiger Wissenschaft mit Aussagen einzelner Forscher, wie z. B. der des britischen Biologen Thomas Henry Huxley aus dem Jahre 1869:

„[...] ask the man who is investigating any question profoundly and thoroughly – be it historical, philosophical, physical, literary or theological; who is trying to make himself master of any subject (except perhaps political economy and geology, both of which are intensely Anglican Sciences) whether he is not compelled to read half a dozen times as many German as English books“ (zitiert nach Ammon / McConell 2002: 11).

Neben solchen historischen Untersuchungen zur Stellung des Deutschen als Wissenschaftssprache gibt es einzelne Studien, die den derzeitigen Wechsel vom Deutschen zum Englischen in anders gelagerten Konstellationen aus der Geschichte der Wissenschaftssprachen spiegeln, vor allem im Übergang vom

Latein der Gelehrten zur volkssprachlichen Wissenschaft (etwa Schliewe 2000). Gern wird auch die frühere Rolle des Deutschen als internationale Wissenschaftssprache mit der gegenwärtigen Rolle des Englischen verglichen. Wäre also der Sturm der Entrüstung, den beispielsweise vor zwei Jahren die Ankündigung des Deutschen Instituts für Japanstudien in Tokio, sein Jahrbuch „Japanstudien“ künftig englischsprachig zu publizieren, bei der deutschen Japanologie und der japanischen Germanistik auslöste, mit dem Hinweis zu begegnen, dass ein Jahrhundert zuvor eine umgekehrte Dominanz der deutschen Wissenschaftssprache herrschte, wenn etwa in Russland die „St. Petersburger medicinische Wochenschrift“ in deutscher Sprache erschien?

Ganz so spiegelbildlich, wie es auf den ersten Blick erscheint, verhält sich die aktuelle Umstellung auf das *Global English* allerdings nicht zu der damaligen Verbreitung des Deutschen als Wissenschaftssprache. Denn heute handelt es sich, wie etwa im Falle der Japanstudien, um eine bloße Umstellung auf das Englische als *Publikationssprache*, die die Autoren dazu zwingt, ihre Gedanken, die sich einem spannungsreichen Wechselspiel zwischen deutschsprachiger und japanischer Kultur verdanken, ins Englische zu übersetzen. Die Gegner der Umstellung fürchten jedoch, dass dabei eine ganz spezifische intellektuelle Kultur verschwindet, nämlich diejenige Kreativität, die sich dem Transfer von Schriften, Begriffen und Sprachen zwischen dem Japanischen und Deutschen verdankt, eine Kreativität, die überhaupt erst in der Konfrontation zwischen diesen beiden Sprachen entsteht, sich also einer sehr besonderen Konstellation zwischen zwei Sprachen verdankt – und nicht der Zwei- oder Mehrsprachigkeit als solcher.

Im Unterschied zu der gegenwärtig sich ereignenden Ausdehnung des Englischen als Publikations- und Kommunikationssprache war die Rolle des Deutschen als Wissenschaftssprache um 1900 ein Effekt der internationalen Verbreitung wissenschaftlicher Konzepte, Methoden, Fachtraditionen und Denkweisen, die in hiesigen Universitäten und Labors entstanden waren – eine Folge der Ausstrahlung und Wirkung einzelner Autoren und Forscherpersönlichkeiten sowie der Grundlagen, die sie für einzelne Fächer gelegt hatten. Die Stellung des Deutschen als Wissenschaftssprache war also mit spezifischen Epistemen verbunden. Und genau diesen Zusammenhang zwischen der Wissenschaftssprache und den damit verknüpften Theoremen, Denkweisen, Methoden und intellektuellen Traditionen gilt es zu befragen, wenn die Debatte um die deutsche Wissenschaftssprache nicht in einem bloßen Meinungsstreit verharren soll. Insofern ist es an der Zeit, die Debatte mit der Frage nach der damit verknüpften *intellectual history* zu unterfüttern, mit der Frage also, um welche Art von Konzepten, Denk- und Forschungstraditionen es sich handelt, deren Bestand mit dem Verzicht auf die eigene Sprache zur Disposition gestellt wird.

Wenn ich an dieser Stelle von *intellectual history* spreche anstatt eine deutschsprachige Entsprechung zu benutzen, sei es *Geistes-* oder *Ideengeschichte*, dann ist das kein Anglizismus. Vielmehr meine ich genau die durch Lovejoy begründete Methode der *intellectual history*. Für sie gilt die Verknüpfung von Methode

und Terminologie gleichermaßen, und diese Methode unterscheidet sich von der deutschen Geistesgeschichte. Die Entscheidung *gegen* einzelne überlieferte Konzepte und Methoden antwortet auf das Problem, dass die Geschichte der deutschsprachigen Geisteswissenschaften auch eine Reihe problematischer, wenn nicht unheimlicher Momente einschließt. Und dazu zählt gerade derjenige Begriff, der den Geisteswissenschaften ihren Namen gegeben hat. Das Plädoyer, die mit der deutschen Wissenschaftssprache verknüpften Methoden, Denkstile und Konzepte zu beleuchten, soll ja keineswegs bedeuten, dass alles bewahrenswert und unverzichtbar sei, was die deutsche Wissenschaft(ssprache) hervorgebracht hat. Vielmehr geht es um die Frage nach *spezifischen Erkenntnisweisen und historischen, hermeneutischen, philologischen, begriffsgeschichtlichen, bildwissenschaftlichen Theorien*, die mit dem Verzicht auf die deutsche Wissenschaftssprache verloren gingen. Ich verstehe das Deutsch als Wissenschaftssprache gleichsam als das *Gedächtnis* einer Geschichte von Denkweisen und Methoden, die auf ihr mögliches, darin eingeschlossenes epistemologisches Potenzial hin befragt werden muss.

Die zwei Seiten einer verspäteten Sprache

In der gebotenen Kürze können nur einige signifikante Konstellationen aus dieser Geschichte skizziert werden. Mit dieser Skizze verbindet sich meine These, dass die *Verspätetheit* der deutschen Sprache eine spezifische Sprach- und Denkkultur hervorgebracht hat und die daraus entstandene Geschichte der deutschen Wissenschaftssprache sich janusköpfig darstellt: als problematische Erbschaft und als erkenntnistheoretisches Potenzial zugleich.

Als Symptom dieser Janusgestalt hat Theodor W. Adorno die Fremdwörter ausgemacht. In einem kleinen Beitrag aus dem Jahre 1959 hat er darauf hingewiesen, dass die Stellung von Fremdwörtern in verschiedenen Sprachen sehr unterschiedlich ist, je nachdem, auf welchem Wege sich nationale Sprachen ausgebildet haben:

„Daß Zivilisation als Latinisierung in Deutschland nur halb gelang, bezeugt auch die Sprache. Im Französischen, wo das gallische und das römische Element so frühzeitig und gründlich sich durchdrangen, fehlt das Bewußtsein von Fremdwörtern wohl ganz. [...] In Deutschland dagegen, wo die lateinisch-zivilisatorischen Bestandteile nicht mit der älteren Volkssprache verschmolzen, sondern durch Gelehrtenbildung und höfische Sitte eher von jener abgegrenzt wurden, stechen die Fremdwörter unassimiliert heraus.“ (Adorno 1974: 218 f.)

Die „Wörter aus der Fremde“, so der Titel des Aufsatzes, sind für Adorno Erinnerungssymbole einer nicht stattgefundenen Vereinheitlichung.

„Daran erinnern im Deutschen die Fremdwörter: daß keine *pax romana* geschlossen ward, daß das Ungebändigte überlebte, ebenso wie daran,

daß der Humanismus, wo er die Zügel ergriff, nicht als die Substanz der Menschen selber erfahren würde, die er meinte, sondern als ein Unversöhntes und ihnen Auferlegtes.“ (Ebd.)

Vor dem Hintergrund dieser Geschichte deutet er den Nationalsozialismus „als den gewalttätigen, verspäteten und dadurch vergifteten Versuch [...], die versäumte bürgerliche Integration Deutschlands nachträglich zu erzwingen.“ Insofern beschreibt Adorno diese Uneinheitlichkeit in der Genese der deutschen Sprache als ein zweiseitiges Phänomen und diskutiert beides, ihre Gefahren ebenso wie die Möglichkeiten, die sich damit verbinden.

„Insofern ist das Deutsche weniger und mehr als die westlichen Sprachen; *weniger* durch jenes Brüchige, Ungehobelte und darum dem einzelnen Schriftsteller so wenig Sicheres Vorgebende, wie es in älteren neuhochdeutschen Texten so kraß hervortritt und heute noch im Verhältnis der Fremdwörter zu ihrer Umgebung; *mehr*, weil die Sprache nicht gänzlich vom Netz der Vergesellschaftung und Kommunikation eingefangen ist. Sie taugt darum zum Ausdruck, weil sie ihn nicht vorweg garantiert.“ (Ebd.: 220)

Dieses „weniger und mehr“ zugleich hat in der Wissenschaftskultur eine eigene Dynamik entfaltet. So hat sich im Deutschen tatsächlich erst im 18. Jahrhundert eine in Syntax und Lexikon einheitliche Sprache konstituiert, gleichzeitig mit jener Literatur deutscher Sprache, die im Rückblick als deutsche Nationalliteratur beschrieben worden ist (weshalb Heinz Schlaffer zu Recht von einer „Kurzen Geschichte der deutschen Literatur“ spricht). Zu gleicher Zeit wurde in der Wissenschaft der Wechsel von der lateinischen Gelehrtensprache zur Volkssprache vollzogen. Der *terminus post quem* für diesen Wechsel ist die legendäre erste deutschsprachige Vorlesung, die Christian Thomasius 1687 an der Universität Leipzig ankündigte. Schon wenig später wurde der 1700 gegründeten „Societät der Wissenschaften“ in Berlin die Aufgabe zur Erhaltung der „deutschen Sprache in ihrer Reinheit“ ins Stammbuch geschrieben (zitiert nach Edel 2010: 27).

Bedingt durch die – im europäischen Vergleich relativ späte – Entwicklung einer wissenschaftlichen Sprache hatten sich Gelehrten- und Volkssprache weit voneinander entfernt. So wurde es nötig, für viele im Deutschen inexistente Begriffe neue Worte einzusetzen und diese entweder aus dem volkssprachlichen Idiom zu schöpfen oder aber zu erfinden. Aus diesem notwendigen Vorgang sprachlicher Innovation, der um 1800 eine enorme Kreativität entfaltet hat, ist der deutschen Wissenschaftssprache ein besonderes Potenzial zugewachsen. So wurde beispielsweise für *Attribut* das Wort *Eigenschaft* eingesetzt, für *Axiom Grundsatz*, für *Imaginatio Einbildungskraft*, für *Problema Aufgabe*, für *Reflexion Besonnenheit* usf. Durch diese Einführung einer deutschen Begrifflichkeit, neben der lateinischen Begriffe jedoch als Fremdwörter fortbestehen, kam es nicht nur zu der schon genannten Ausdifferenzierung, die eine eigene semantische Fülle hervorgebracht hat; es entstand auch eine besondere Nähe zwischen Alltags- und Wissenschaftssprache. So konnten Schriften entstehen, in denen aus einer kon-

kret und sinnlich zugänglichen Darstellung Grundbegriffe wissenschaftlicher Theorien generiert wurden, sei es der *Grund* philosophischer Diskurse, der *Bildungstrieb* der naturgeschichtlichen Vererbungslehre oder das *Unbewußte* der psychoanalytischen Theorie. Am Beispiel von Freuds Sprache hat Georges-Arthur Goldschmidt in seinem Buch „Quand Freud voit la mer“ (1990) gezeigt, wie die sinnliche Qualität von Präfixen der deutschen Sprache die Denkweise und die Begrifflichkeit der Psychoanalyse ermöglicht hat – wenn Freud etwa aus der Silbe *ver-* ein ganzes System von Fehlleistungen und Operationen des psychischen Apparats generiert hat: Versprecher, Verdrängung, Verdichtung, Verschiebung, Verneinung etc. Die seit dem 18. Jahrhundert ausgebildete Wissenschaftssprache bildet die Matrix für eine Reihe von Methoden und Schulen, die durch ein hohes Maß an Sprachreflexivität geprägt sind und eine internationale Wirkungsgeschichte hatten und teils noch haben, von der Hermeneutik über die Psychoanalyse bis zur historischen Semantik.

So weit das Potenzial; nun zu den problematischen Erbschaften: Da in Deutschland die verspätete Nation der verspäteten Sprache noch bei Weitem nachstand, ist die Arbeit an einer kulturellen Einheit, wie beispielsweise die Konstruktion einer Nationalliteraturgeschichte durch Gervinus, im 19. Jahrhundert für lange Zeit an die Stelle der ausgebliebenen politischen Einheit getreten, wobei der Ersatz (Kultur anstelle von Politik) sukzessive in eine Überlegenheit umgemünzt wurde, in die Formel vom ‚Land der Dichter und Denker‘, das sich gegenüber der Hegemonialpolitik anderer Länder eine Reinheit bewahrt habe. Helmuth Plessner hat in dem unmittelbar nach seiner Emigration 1933 entstandenen Buch, das erst in den fünfziger Jahren unter dem Titel „Die verspätete Nation“ (Plessner 1974) bekannt wurde, rekonstruiert, auf welche Weise der Genese der Nation als einer prä-politischen Sprach- und Kulturnation eine anti-staatliche Haltung einherging (vgl. Weigel 2010 sowie Weigel 2012a); das damit verknüpfte völkische Bewusstsein konnte von den Nazis für ihre Ideologie genutzt werden.

Ohne eine direkte Linie zu dieser Genese ziehen zu wollen, ist doch zu bedenken, dass die Etablierung der Geisteswissenschaften an diesem Surrogat einer Kulturnation ihren Anteil hat. In einem Vortrag, in dem er 1889 für die Einrichtung nationaler Handschriften-Archive plädierte, blickt Wilhelm Dilthey aus der Perspektive erzielter nationaler Einheit zurück auf die Bildung des „jüngsten der Nationalstaaten“ (Dilthey 1889: 3) und beschwört dabei das Bild Deutschlands als einer besonderen Kulturnation. Deutschland als Land von ‚Geist und Literatur‘ wird dabei in Opposition zum Aktionsfeld von ‚Land und Meer‘ in Stellung gebracht, um daraus die ‚eigentümliche Universalität des deutschen Geistes‘ zu begründen: „Während andere Völker zu Land und zu Meer sich ausbreiteten, begann bei uns ein Zusammenhalten geistiger Lebensgestalten“ (Ebd.: 1 f.). Dabei konvertiert er den Entwicklungsrückstand, den Dilthey Deutschland selbst in einem genuin geistigen Feld, dem der Literatur, bescheinigen muss, in einen Qualitätsvorsprung:

„Da aber unser langsam sich entwickelndes Volk zuallerletzt von den großen Kulturnationen eine Literatur hervorbrachte, inmitten hochentwickelter wissenschaftlicher Reflexionen, wie das schon Mirabeau hervorhob: so durchdringen sich nun in dieser Literatur Denken und Dichten, Wissenschaft und Fabulieren, Metaphysik und Poesie. Daher sind ihre eigensten Erzeugnisse Lessings ‚Nathan‘, Goethes ‚Faust‘ und Schillers philosophische Gedichte.“

Ebenso, wie bereits in Friedrich Schlegels Stammbaum der *alten und neuen Literatur* (1812) die deutsche Literatur die Spitze besetzt hatte, in der die gesamte Entwicklung von Orient, Antike und europäischer Geistesgeschichte gipfelt (Schlegel 1812: 272; vgl. Weigel 2006), sieht auch Dilthey alle „Idealität des europäischen Denkens und Dichtens von Homer und Plato durch Paulus und Dante, Shakespeare und Calderon bis zu Corneille und Voltaire“ im Bewusstsein der deutschen Schriftsteller versammelt (Dilthey 1889: 2). Die Werke Lessings, Herders, Goethes und Schillers werden derart zu Monumenten einer Kulturnation, die, wenn auch verspätet, den Höhepunkt der Kultur repräsentiert. Im „Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften“ (1910) wird Dilthey dieses Deutungsmuster fortschreiben. Dort wird Deutschland zum „Land der Mitte, der inneren Kultur“ und der deutsche Boden, auf dem „in Dichtung, Musik und Philosophie Tiefen des Lebens aufgeschlossen“ worden seien, „zu denen keine Nation bis dahin vorgedrungen war“, zum Schauplatz für die Geburt der Geisteswissenschaften, eines „zweiten Zusammenhangs von Wissenschaften“ – neben den Naturwissenschaften. Das spezifisch deutsche Programm der Geisteswissenschaften – im Unterschied zu den *Sciences Humaines et Sociales* oder den *humanities* – gründet also im Konzept der Kulturnation. Besonders bemerkenswert ist die Tatsache, dass Dilthey in seinem Plädoyer für Handschriftensammlungen diese Archive von Dokumenten in das Monument eines entkörpernten Geistes verwandelt:

„Stätten, an denen die Handschriften unserer großen Schriftsteller erhalten und vereinigt lägen, die erhaltenen Büsten und Bildnisse darüber, wären Pflegestätten der deutschen Gesinnung. Sie wären eine *andere Westminsterabtei*, in welcher wir nicht die sterblichen Körper, sondern den *unsterblichen idealen Gehalt* unserer großen Schriftsteller versammeln würden“ (Ebd.: 16; Hervorhebung der Autorin).

Damit stellt sich die Etablierung der Geisteswissenschaften als Wissensklasse, die ins Fahrwasser nationaler Homogenisierung gerät, als *clotüre* jener aus einer Situation der Zweisprachigkeit erwachsenen Kreativität dar. Denn mit ihr wurde das Denken am Leitfaden einer uneinheitlichen Sprache durch das Phantasma eines idealen, körperlosen *Geistes* überlagert.

Das bedeutet aber keineswegs, dass mit der Etablierung der Geisteswissenschaften das kreative Potenzial der Sprache endgültig erschöpft war. Doch lässt sich hier eine zweite These anfügen: dass nämlich die deutsche Wissenschaftssprache gerade in solchen Konstellationen ihr intellektuelles Potenzial entfaltet (hat), in

denen ihr Eigensinn im Austausch mit anderen Sprach- und Wissenskulturen als Andersheit reflektiert wurde und wird. Genau diese Konstellation betrifft etliche Wissenschaftler, die aus Nazi-Deutschland vertrieben wurden und im Exil genötigt waren, ihr Denken in die Fremdsprache zu übertragen. So ist Hannah Arendt z. B. mit ihrer Art zu denken und ihrer Sprache beim amerikanischen Publikum auf Widerstände und Unverständnis gestoßen, eine Tatsache, die sie im April 1970 in ihrem „Denktagebuch“ unter dem Motto „On the difficulties I have with my English readers“ reflektiert und in vier Punkten systematisch untersucht. Darin distanziert sie sich von einer Auffassung der Sprache, die sie „Thesaurus-Philosophie“ nennt und die davon ausgeht, „that words ‚express‘ ideas which I supposedly have prior to having the words.“ Sie bezweifelt jedoch, „that we would have any ‚ideas‘ without language“ (Arendt 2002: 770 f.). Es geht ihr demnach um den Gegensatz von analytischer Philosophie und einem Sprachdenken, das noch heute unter dem Namen ‚Continental Philosophy‘ firmiert. Mit Bezug auf einzelne Rezensionen ihrer Schriften deutet Arendt deren Kritik als Angriff auf ihre spezifische Art des Denkens. „What he means is my thinking that transcends mere description. Or: similes and metaphors.“ Es folgt ein Beispiel, in dem es wohl nicht zufällig um Walter Benjamin geht, nämlich um Arendts Feststellung, dass er poetisch, d. h. in Metaphern denke – eine Beobachtung, die sie zur Frage nach der Metapher geführt habe etc. –, Überlegungen, die nach Auffassung des Rezensenten nichts mit einer Darstellung von Benjamin zu tun hätten: „What this adds up to is that the whole notion of *thinking a matter through* is alien to English ‚philosophy.“ (April 1970, XXVII/45, 770; ebd.; vgl. Weigel 2012b). Das heißt, dass der Habitus ‚eine Sache durchzudenken‘, an die Sprache gebunden ist. Unter diesem Gesichtspunkt bleibt die englische Sprache, der ihr Denken ‚alien‘ sei, für sie eine Fremdsprache: In ihr aber hat Arendt seit den fünfziger Jahren ihre Bücher geschrieben, während sie im „Denktagebuch“, mit wenigen Ausnahmen wie gerade der zitierte Eintrag über die Sprachprobleme, die deutsche Sprache als Denkraum nutzt. Doch hat Arendt gerade aus der Zweisprachigkeit erst das ihr eigene Schreiben gewonnen, insbesondere in den Selbstübersetzungen ihrer englisch geschriebenen Bücher ins Deutsche, die sich als ein permanenter Prozess des *Rewriting* und Durcharbeitens darstellen. Der philosophische Duktus dieser deutschen Selbstübersetzungen unterscheidet sich deutlich von ihren schlanker und terminologisch argumentierenden englischen Büchern (Weigel 2012c).

Das Beispiel Arendt zeigt aber, dass gerade auf dem Umweg über eine fremde Sprache die eigene Sprache eine zusätzliche Erkenntnisdimension entfalten kann. Und damit deutet sich eine Perspektive an, der gegenwärtigen Situation einer abverlangten Mehrsprachigkeit einen intelligenten Umgang mit der Sprache abzugewinnen. Jedenfalls habe ich aus der Arbeit an der englischen Übersetzung meiner eigenen Bücher über Benjamin – genauer: aus der Erfahrung der Unübersetzbarkeit vieler seiner Denkbilder – etliche sprachliche Details und Wendungen seiner Argumente in einem sehr viel schärferen Licht sehen gelernt, sodass ich mir auf diese Weise zusätzliche Aspekte seiner Schriften erschließen konnte. Dazu gehört vor allem seine subtile Umgangsweise mit den sprachlichen Bezügen zwischen biblischer und profaner Sprache, mit der er beispielsweise

deutlich macht, wie sehr im modernen Begriff der *Lösung* noch die Vorstellung einer *Erlösung* nachlebt. Das Surplus der Erkenntnis erwächst nicht aus der Übersetzung selbst, sondern aus dem Denken im Zwischenraum verschiedener Sprachen. Was bleibt, ist der Kampf mit dem Zwang zur Assimilation an das anglo-amerikanische Idiom und die Anstrengung darum, dass ihr nicht die Substanz und historische Tiefe der Untersuchung zum Opfer fällt.

So ist es kein Zufall, dass Arendt gegen den „Unsinn der Welt-sprache – gegen eine künstlich gewaltsame Vereindeutigung des Vieldeutigen“ polemisiert und für eine „Pluralität der Sprachen“ plädiert hat, mehr noch für die „Vieldeutigkeit, die mit der Sprache und vor allem mit den Sprachen gegeben ist.“ (Arendt 2002: 42). Mit *der* Sprache und mit *den* Sprachen, d. h. dass der Umgang mit der Vieldeutigkeit sich sowohl zwischen verschiedenen Sprachen als auch in *der* Sprache abspielen kann; sofern man die Sprache nicht als Ausdruck vorsprachlicher Ideen versteht, sondern ihre Wörtlichkeit und Bildlichkeit nutzt.

Sigrid Weigel
ist Direktorin des Zentrums für
Literatur- und Kulturforschung
(Geisteswissenschaftliche Zentren
Berlins). Ihre Forschungsinteressen
gelten u. a. deutsch-jüdischen
Literatur- und Kulturwissen-
schaftlern (Heine, Warburg, Freud,
Benjamin, Scholem, Arendt) sowie
den Themen Kulturelles Gedächtnis
und Genealogie (Generation, Erbe),
Kulturgeschichte des Wissens
(insb. Genetik, Epigenetik,
Evolution), Bildwissenschaft und
Kulturgeschichte der Compassio.

Herausgegeben von



DAAD

Deutscher Akademischer Austausch Dienst
German Academic Exchange Service



INSTITUT FÜR
DEUTSCHE SPRACHE

Die Herausgeber danken dem Stifterverband für die deutsche Wissenschaft für die Unterstützung der Publikation.

Redaktion: Susanne Lüttke (DAAD), Ursula Paintner (DAAD), Rolf C. Peter (Goethe-Institut), Albrecht Plewnia (IDS), Gisela Schneider (DAAD), Redaktionsleitung: Nadja Kranz (Goethe-Institut)

Redaktion für den Verlag: Sabine Franke, Leipzig
Layout: Ute Weber, Geretsried

1. Auflage 1 5 4 3 2 1 | 2017 16 15 14 13

© Klett-Langenscheidt GmbH, München, 2013

© Goethe-Institut e. V., München, 2013

Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf deshalb der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlags.

Satz: Franzis print & media GmbH, München
Gesamtherstellung: Print Consult GmbH, München

ISBN 978-3-12-606919-9



9 783126 069199



Deutsch in den Wissenschaften

Beiträge zu Status und Perspektiven
der Wissenschaftssprache Deutsch

Klett-Langenscheidt

München

Inhalt

Vorwort	6	4 Operationalisierungsstrategien in den Bereichen Fach- und Lehrsprachen sowie Spracherwerb und -gebrauch	98
Guy Deutscher: Warum die Welt in anderen Sprachen anders aussieht	8	Von der Fremdsprache als Lerngegenstand zur Fremdsprache als Instrument zum Erwerb von Fachwissen (Georges Lüdi)	99
1 Identitätsstiftung und sprachliches Selbstverständnis	16	Zu hohe stilistische Ansprüche? Deutsch als Wissenschaftssprache außerhalb des deutschen Sprachraums (Peter Colliander)	107
Sprachliches Selbstbewusstsein und Selbstbild (Peter Eisenberg)	17	Sprachenpolitik an deutschen Hochschulen (Iris Danowski)	109
Identität und das Problem der Übersetzung (Karl-Heinz Göttert)	24	Welche Operationalisierungsstrategien mit Blick auf den Fremdspracherwerb sollte und kann eine Hochschule für ihre Internationalisierung nutzen? (Karin Kleppin)	111
Eine deutschsprachige internationale Universität in Budapest (András Masát)	26	Für eine „Qualitätsinitiative Sprache“ an deutschen Hochschulen (Christian Fandrych)	113
Drei Sprachen braucht der Mensch (Sonja A. J. Neef)	28	Arndt Zickgraf: Renaissance der Mehrsprachigkeit?	120
Was kann meine Sprache, was eine andere nicht kann? (Klaus Reichert)	30	5 Transferleistungen und die Öffentlichkeit der Wissenschaft	123
Vom Wert des Deutschen als Wissenschaftssprache in einer komplexen Welt (Klaus Mainzer)	32	Diglossie in der wissenschaftlichen Kommunikation – der akademische Alltag der Sprecher 'kleiner' Sprachen (Outi Merisalo)	124
Im Gespräch mit Ludwig M. Eichinger: „Philosophen werden sich schwerer tun“	39	Wissenschaftssprache und Vermittlung (Thomas Brunotte)	130
2 Die Rolle der Sprache(n) im Erkenntnisprozess	42	Die Grenzen zwischen Journalismus und Wissenschaft werden nicht von der Sprache gezogen (Jens Dirksen)	132
Das Erkenntnispotenzial der deutschen Sprache (Justus Fetscher)	43	Die falsche Schlacht (Frank Städner)	134
Wissenschaftssprachen, Alltägliche Wissenschaftssprache und demokratische Wissenschaftsgesellschaften – wissenschaftliche Mehrsprachigkeit stärken und als Erkenntnisressource nutzen (Konrad Ehlich)	49	Die Mathematik der Geisteswissenschaften ist die Vielfalt der Wissenschaftssprachen (Michael Hagner)	136
Sprache und Traditionen des Sprechens (Ludwig M. Eichinger)	51	Im Gespräch mit Peter Funke: „Wissenschaft muss multilingual sein“	142
Wissenschaftlich handeln auf Deutsch (Angelika Redder)	53	6 Die Rolle der Sprache beim wissenschaftlichen Publizieren	145
Einzelnsprache und wissenschaftliches Denken (Jürgen Trabant)	55	Die Rolle der Sprache beim wissenschaftlichen Publizieren (Stefan Hornbostel)	146
Erkenntnispotenzial und ideologische Erbschaften – zur deutschen Wissenschaftssprache in den Geisteswissenschaften und ihrer Geschichte (Sigrid Weigel)	57	Wissenschaftssprachen in einem internationalen Verlag (Eric Merkel-Sobotta)	152
Constanze Fiebach: Deutsche Sprache, quo vadis?	68	Die Diktatur der Zitatendizes (Ralph Mocikat)	154
3 Der Blick von außen	71	Mehrsprachigkeit in der Wissenschaft und die Konsequenzen für die Hochschulpolitik (Susanne Weigelin-Schwiedrzik)	156
Deutsch als Sprache der Wissenschaft aus der Sicht eines Auslandsgermanisten (Leslaw Cirko)	72	Jürgen Trabant: Warum sollen die Wissenschaften mehrsprachig sein?	158
Dann müssen die Deutschen Deutsch sprechen: Deutsch als Wissenschaftssprache (Randall Hansen)	78	Literaturverzeichnis und Bildquellen	168
Deutschlehrende weltweit bevorzugen deutschsprachige Vorträge und Publikationen (Marianne Hepp)	80	Die Herausgeber	174
Die internationale Sichtbarkeit des Deutschen als Wissenschaftssprache im 21. Jahrhundert – ein paar Thesen (Heinz L. Kretzenbacher)	82	Kreativwettbewerb „Deutsch schafft Wissen“ (Leporello im Anhang)	
Der Bedeutungsverlust des Deutschen als Wissenschaftssprache (Krzysztof Ruchniewicz)	84		
Brasilien global – auf Deutsch (Paulo Soethe)	86		
Deutsch als Wissenschaftssprache im 21. Jahrhundert (Prמוד Talgeri)	88		
Im Gespräch mit Ulrich Ammon und Ralph Mocikat: Die Bedeutung der Mehrsprachigkeit für die Wissenschaften	90		